


Nr. 291 Bydgoszcz / Bromberg, 22. Dezember 1938

# Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.



(20. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

„Darf ich Sie zu einer Orangeade einladen?" fragte der Mann und hielt Edith schon ein großes Glas voller Saft entgegen. Edith, die durstig war, nahm es und trank es auf einen Schluck hinunter. Es war kalt und schmeckte gut und erfrischte sie, aber sie bestand darauf, den lächerlich billigen Preis selbst zu bezahlen, was den Mann sichtlich beleidigte.

Dann lief sie in den Waschraum und erschrak, als es nirgends Türen gab und wusch sich nur flüchtig die Hände, die sie sich an einem Stück Kreppapier abtrocknete, das in einer langen Rolle, die Handtücher ersetzend, an der Wand hing. Sie hörte den Fahrer draußen schreien: „Einsteigen, Leute, einsteigen, wir haben's eilig."

Der Mann neben ihr hatte sich mit Proviant eingedeckt, Schokolade, Kaugummi, Pecans und Apfelsinen.

„So nehmen Sie doch", drängte er, „Sie müssen doch hungrig sein."

Als Edith wiederum zu ihren Broschüren griff, schüttelte er verzweifelt den Kopf. „Man sollte im Fahren nicht lesen", riet er väterlich mahnend, „es schadet den Augen. Johnstone", stellte er sich plötzlich vor und auch Edith murmelte ihren Namen, während sie sich überlegte, aus welchem italienischen Wort dieser Name entstanden sein mochte.

„Immer war es mein Traum, in Florida zu leben", fuhr der Mann unerschütterlich fort, „hab' halt die italienische Sonne im Blut, da kann man nichts machen. Hab's versucht in den Städten zu leben, konnt's nicht aushalten. Ich hasse die Kälte. Dann hab' ich es geschafft, daß ich mir hier eine Farm kaufen konnte. Möcht' nirgends woanders sein, außer in Italien natürlich. Lieber hungern, ich brauch' halt die Sonne." —

Drei Stunden später hielten sie an der ersten Station. Der große Omnibus glitt in eine Art Garage, in der zwei andere Wagen der Linie standen.

„Essen, essen", drängte der Fahrer, während er selber in einem kleinen Büro verschwand, um sich zu melden.

Aber gleich darauf fand er sich auch in dem Drugstore ein, dessen Büfett bereits von Reisenden belagert war. Scherzworte flogen hin und her. Ohne um Erlaubnis zu fragen, setzte Mister Johnstone sich an Ediths kleinen Tisch.

„Legen Sie nur ruhig die Speisekarte fort", sagte er, „das alles dauert zu lange. Wir sind spät dran und der Junge ist ungeduldig, der muß heute noch Miami schaffen."

Er stand auf und kehrte mit Kaffee und Sandwiches zu ihr zurück.

Sie hatten noch nicht aufgegessen, als der Chauffeur schon wieder zur Weiterfahrt drängte. Einige Plätze waren leer geworden und Mister Johnstone riet Edith, weiter vorn Platz zu nehmen, da der Motor sich hinten befand.

„Sehen Sie", sagte er, „ich hab' eine Frau gehabt, die ist gestorben, bevor ich es zu etwas brachte, ich hab' Kinder gehabt, die sind jetzt irgendwo im Lande verstreut. Jetzt möcht' ich wieder heiraten, ich bin noch nicht so alt. Wie wär's mit uns, Fräulein? Sie gefallen mir!"

„Das geht leider nicht", erwiderte Edith und mußte lächeln. Es war der erste Heiratsantrag, den sie erhielt und sie hatte ihn sich anders vorgestellt. Romantik in Florida, dachte sie, nun, vielleicht ist dies die moderne amerikanische Romantik, im Omnibus gebeten zu werden, die Frau eines Plantagenbesitzers zu werden, der Johnstone heißt.

„Schade", sagte der Mann, „wirklich. Ich möchte nämlich eine Junge haben, verstehen Sie?"

Dann schwieg auch er für eine Weile.

„Wollen Sie sich's nicht überlegen?" sagte er schließlich und sah sie bittend und schüchtern an.

Plötzlich tat ihr der Mann leid, sie wußte selbst nicht warum. Irgendwie rührte er sie. „Ich fürchte, ich kann Ihnen keine Hoffnungen machen", sagte sie freundlich und kopfschüttelnd.

Der Mann knickte zusammen. „Ist ja auch nur verständlich", erwiderte er dann gelassen, „Sie haben sicher einen Jungen. Aber vielleicht kann ich Ihnen einmal schreiben, ich meine, es wird nichts schaden, finden Sie? Geben Sie mir Ihre Adresse."

Er hielt ihr ein offenes Notizbuch und einen Bleistiftstummel hin und Edith schrieb ihren Namen und ihre Adresse, wenn auch etwas widerwillig, ein.

„Es klingt hübsch", sagte der Mann. „Edith Zylander, ach, und Fräulein, ich bin ganz nah von Ihnen, nur achtundsechzig Meilen entfernt befindet sich meine Farm. Vielleicht besuchen Sie mich einmal."

„Vielleicht", versprach Edith.

Die Landschaft wurde immer schöner. Sie waren gleich nachdem sie Neu-Smyrna gekreuzt hatten, in einen der schönsten Distrikte Floridas gekommen, der sich einhundertfünfundsechzig Meilen lang hinzog: Indian River Country. Lange, schmale Inseln begleiteten die Küste Floridas und schufen so zwischen Land und Atlantik eine ideale Fahrstraße. Eine kleine Fischerflottille fuhr für eine Weile mit ihnen, ein paar dicht beladene Boote, von dunkelhäutigen Seminolen und langen Stangen vorwärtsgetrieben, nahmen ihren Weg sicher und gleichmäßig auf beiden Seiten von Land geschützt, vor Wellen und Winden sicher. Hin und wieder sah man die gewaltige Brandung des Ozeans auf der anderen Seite der Inselgruppe.

„Noch eine Station", sagte Edith, auf die Karte blickend, „und ich muß aussteigen."

Sie hatte Miller ein Telegramm geschickt. Plötzlich bedeutete es ihr eine große Erleichterung, daß der Mann neben ihr ununterbrochen auf sie einredete. Sie hörte nicht richtig zu, aber es ließ ihr auch keine Gelegenheit, ihren Gedanken nachzuhängen. Sie hatte Angst vor Miller. Sie

hatte Angst vor dem Wiedersehen. Sie fühlte, daß sie zitterte und versuchte, sich zu beherrschen.

Der Chauffeur rief den Namen einer Station aus. Edith stand auf. Auch der Mann neben ihr stand auf. Beide halfen ihr mit dem Gepäck, beide sagten auf Wiedersehen. Mister Johnstone allerdings hielt ihre Hand für ein paar Augenblicke und versuchte, ihr tief in die Augen zu sehen.

„Steigen Sie schnell ein", sagte der Chauffeur lachend, „oder ich fahre davon."

Dann stand Edith allein an der Ecke einer sonnenbeschienenen Straße, an der eine winzige Tankstelle in der Form einer riesigen Grapefruit lag.

Außer dem Tankwärter schien weit und breit kein lebendes Wesen sichtbar. Nach beiden Seiten erstreckte sich die Straße, vor ihr lag der Indian River, dahinter das Maar, auf der anderen Seite ein Wald riesiger Korkeichen, in deren Zweigen meterlang spanisches Moos hing.

Hatte sie einen Fehler gemacht, den Namen des Ortes falsch verstanden? Edith sah sich ungewiß um. Die Sonne glühte. Ein weißer Fischreiher stolzierte ungewohnt zutraulich sehr nahe von ihr am Ufer entlang.

Sie wandte sich an den Tankwärter, der zeitunglesend auf seiner Bank saß. „Villa Immokalee —", fragte sie schüchtern, „wissen Sie vielleicht . . .?"

Der Mann, braun von Sonne und Wind, sah auf und schüttelte den Kopf und vertiefte sich von neuem in seine Zeitung.

„Ist Ihnen ein Mister Miller bekannt?" fragte Edith nach einer kleinen Weile. Diesmal sah der Mann nicht einmal auf, sondern schüttelte nur wieder den Kopf, wies aber jetzt mit der linken Hand neben sich auf die Bank. Edith nahm es als Aufforderung und setzte sich. Sie zündete sich plötzlich sehr nervös eine Zigarette an, dann hielt sie dem Mann ihr Päckchen hin. Wiederum ohne aufzusehen, schüttelte er seinen Kopf. Edith wurde immer unruhiger. Da saß sie nun mitten auf einer amerikanischen Landstraße. Hatte Mister Miller vergessen, daß er ihr freigestellt hatte, nachzukommen oder in Newyork zu warten? Hatte er ihr Telegramm nicht erhalten, oder war er vielleicht ganz woanders?

Sie mußte eingeschlafen sein, denn plötzlich schreckte sie hoch. Eine Hand stieß sanft und mahnend an ihre Schulter. Sie öffnete die Augen und sah einen großen blonden Mann vor sich. Es dauerte Minuten, bis sie in ihm Miller erkannte. Er sah so gänzlich verändert aus, und mitten aus ihrem Staunen heraus sagte sie anstatt einer Begrüßung: „Gott sei Dank, Sie haben sich den Bart abnehmen lassen."

„Ich warte seit einer halben Stunde", sagte Miller und lächelte sie dabei an. „Es tut mir leid, daß ich zu spät kam. Ich war schon einmal hier, aber da war der Bus als verspätet gemeldet, dann hab' ich etwas besorgt und auf dem Rückweg knallte mir ein Pneu weg. Sind Sie sehr müde? Was für eine verrückte Idee von Ihnen, sich in einen Grayhoundbus zu setzen. Sie hätten es viel bequemer haben können, wenn Sie bis Jupiter den Zug genommen hätten, dort würde ich Sie abgeholt haben."

Sie hatte ihn so schnell und so viel hintereinander sprechen hören und starrte ihn an, als sähe sie ihn heute zum ersten Male. Was für eine Veränderung war mit ihm vorgegangen?

„Trotzdem war es ganz lustig", sagte sie und sah ihm gespannt zu, wie er ihre Köfferchen im Rücksitz des Roadsters verstaute. „Ich habe sogar einen Heiratsantrag erhalten."

Er fuhr herum und sah sie an. Dann lachte er. „Nun ja", sagte er, „das Land der tausend Möglichkeiten. Sie sind ja hübsch, warum eigentlich nicht?"

Er öffnete die Tür für sie und Edith stieg ein. Sie war entsetzlich verlegen. „Haben Sie vielen Dank", sagte sie plötzlich, als er den Wagen von der Hauptchaussee fort auf eine kleine Seitenstraße lenkte.

Und als er schwieg und geradeaus sah, als brauche er alle Konzentration, um den Wagen zu steuern, setzte sie leise hinzu: „Ich weiß nicht, was ohne Sie aus mir geworden wäre . . ."

Sie wurde im gleichen Augenblick heftig rot. Warum log sie so unverschämt, natürlich wußte sie, was aus ihr geworden wäre, eine große berühmte Filmdiva, Lombards Freundin . . .

„Warum sind Sie gekommen?" fragte Miller und sah sie noch immer nicht an. „Warum sind Sie hierhergekommen, anstatt auf mich in Newyork zu warten?" Es klang wie eine unerbittliche Aufforderung zu antworten.

„Sie hatten es mir freigestellt."

„Das ist keine Antwort. Warum sind Sie gekommen?"

„Ich dachte, vielleicht könnten Sie mich brauchen!"

„Wieso?" fragte er kurz. „Sekretärinnen gibt es wie Sand am Meer, da hätte ich nicht auf Sie warten müssen."

„Trotzdem . . .", flüsterte Edith, „einmal in einer Nacht auf der „Sherry Netherland" da sagten Sie, Sie hätten einen zuverlässigen Menschen nötig."

Er pfiff plötzlich ein paar Takte vor sich hin. „Sagte ich das? Kann sein. Ich dachte, Sie hätten das Gespräch längst vergessen."

„Aber nein", rief Edith.

„Sie haben es nicht vergessen, sagen Sie und trotzdem liefen Sie davon, sobald wir in Newyork ankamen, Sie kündigten mir nicht einmal. Sie schrieben ganz einfach einen Brief."

„O bitte", sagte Edith, „o bitte, Mister Miller."

Das Auto glitt schnell und geräuschlos durch ein Stück Wald. Der Boden duftete nach Erde, Laub und Gras.

„Sie schrieben, es sei Ihre große Chance. Worin bestand sie?"

„Das ist eine lange Geschichte, Mister Miller. Ich wollte immer zur Bühne gehen, es war mein innigster Wunsch, ich hätte alles darum gegeben und . . ."

„Schauspielerin", wiederholte der Mann neben ihr und seine Lippen schienen sich verächtlich zu biegen.

„Ja", sagte Edith, „und auf einmal bot sich die Gelegenheit."

„Ich verstehe immer noch nicht. Sie sind nach Hollywood gefahren, warum sind Sie nicht dageblieben, wenn Ihre Chance so groß war?"

Edith schwieg.

Seine Hand schlug heftig auf die Hupe. „So antworten Sie doch", sagte er. „Warum? Was ging Ihnen schief? Mochte man Sie nicht oder konnten Sie nicht genug?"

„Ich konnte genug", murmelte Edith, „Sie waren alle begeistert. Aber jede Sache scheint ihren Preis zu haben und der Mann, der mir die Einführung verschaffte . . ."

Sie brach ab und starrte auf ihre Hände.

„Na, und? Warum taten Sie es nicht, wenn Ihnen soviel daran lag, Karriere zu machen?"

„Ich dachte, ich würde es allein schaffen."

Miller lachte kurz und trocken auf. „Es ging nicht, natürlich ging es nicht. Sie sind schwer zu verstehen, Edith." Er nannte sie zum ersten Male bei ihrem Namen und es ging ihr wie ein Pfeil durch ihr Herz.

„Wirklich?" fragte Edith.

Er sah sie schnell von der Seite her an. Sie waren beide entsetzlich aufgeregt, die Spannung hing zwischen ihnen, drohte jeden Augenblick zu zerreißen.

„Warum halfen Sie mir dann?" fragte das Mädchen plötzlich. „Warum telephonierten Sie? Warum schickten Sie mir Geld? Warum nahmen Sie mich zurück? Mich, von der Sie wußten, daß ich weder zuverlässig, noch treu, noch eine erstklassige Arbeitskraft bin?!"

Der Wald lichtete sich. Auf einer Wiese lag ein kleiner Bungalow am Rande einer Bucht, die Meer und Fluß beschrieben.

„Das will ich Ihnen sagen —", erwiderte Miller; er sprach jetzt sehr langsam und sehr deutlich und zuerst klang es ganz unpersönlich, als wiederhole er nur eine altbekannte Tatsache, „— weil es für mich ganz einerlei ist, Edith."

„Wieso? Das begreife ich nicht."

Sie sah ihn hilflos an. Der Wagen hielt. Seine Hand griff nach dem Hebel und kuppelte sanft aus. „Das ist nicht nötig", sagte er kurz, „stellen Sie sich einen Mann vor, der weiß, daß er nur noch ein oder zwei Wochen zu leben hat . . ."

Vor sich, im Autospiegel sah er ihr entsetztes Gesicht.

„Edith", sagte er leise, „ein oder zwei Wochen — und ich dachte, wenn Sie Lust haben, diese kurze Spanne Zeit mit mir zu verbringen . . ."

„Nein!" schrie sie plötzlich, wie in einem großen wilden Schmerze, und warf beide Arme um den stark gebräunten Hals des Mannes. „Nein, nein. Nein, nein."

Ihre Lippen fanden sich. Sein Mund erstickte ihren Schrei, mit dem sie sich gegen ein Schicksal auflehnen wollte, das er unerbittlich beschlossen hatte.

„Wir sind ganz allein", sagte Miller und trug sie aus dem Wagen in das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das kleine Wunder.

### Eine weihnachtliche Erzählung

von Franz Schaub.

Es war nur ein kleines Wunder, fast nur eine durch die Seltsamkeit der Stunde bedingte seelische Läuterung, aber wenn auch nicht der Glanz eines mystischen Ereignisses dieses Wunder umspielte, so war es doch dazu angetan, dem Volk in der kleinen Stadt am Rande ewig singender Wälder die Gewißheit zu geben, daß gerade über ihrer Heimat der Weihnachtsstern am gellsten leuchtete und ein gütiges Schicksal gerade ihnen unendliche Gnade geschenkt.

Denn an dem Wunder, das sich weit am Ende der Stadt, im kleinen halb verfallenen Schusterhäuschen zugetragen hatte, nahmen nicht nur die teil, die in der Nähe der Schusterbehausung wohnten, sondern alle Bürger der kleinen Stadt, sonderlich deshalb, weil sie fast restlos Kunden des einzigen Schusters waren, der schon mit manch einem Fluch eiserne Nägel in ihre Schuhe geschlagen.

Dieser Schuster war alt und betagt. Nie hatte man ihn anders gekannt, und nur die ganz alten Leute wußten manch heimliche Geschichte von ihm und seiner Jugend, die geheimnisvoll und seltsam war, wie der ganze Mensch, der keinen Glauben mehr hatte und selbst die Sonntage zur Arbeit benutzte. Es war ein gar schlechter Mensch. Und wenn man den Kindern Geschichten erzählte von dunklen Mächten, die die Herrschaft antreten sollten sobald man nicht folgsam sei, so brachte man als Beispiel immer den Schuster, und die Kinder hatten Angst vor ihm und trauten sich nie allein in sein einsames Haus. Der Schuster wurde dadurch noch verbitterter, denn wenn er schlurfend über die Gasse ging, um sich das bescheidene Mittagsmahl zu holen, so schrien manche Kinder auf, wenn sie ihn sahen und liefen so schnell sie nur konnten ins schützende Haus.

In derselben Gasse, in der der alte Schuster hauste, wohnte auch, in einem kleinen freundlichen Häuschen, Meister Martin, der Schreiner. Ihm hatte das Leben mancherlei Glück geschenkt und wenn man abrechnet, daß seine Frau schon vor Jahren sterben mußte und zwei Buben und ein Mädchen keine Mutter hatten, so war eigentlich das Leben des Meisters, wenn nicht gerade mit Gold gesegnet, so doch annehmbar gut und stille.

Immmer, wenn die Weihnachtszeit ins Land zog und im Städtchen die Buden mit ihrem goldenen, gleißenden Inhalt ihre Pforten öffneten, dann ließ der Schreiner alle sonstigen Arbeiten liegen und schnitzelte aus hartem Holz von Spessarteichen kleine Figuren für Weihnachtskrippen. Seine Figuren trugen nicht den Nimbus kleiner Kunstwerke und standen nie in prächtigen Ausstellungen des Landes zur Schau. Sie waren einfach, nicht angetan mit wallenden Gewändern und nicht schwungvoll in ihren Stellungen an der Krippe. Aber sie waren geboren aus der Eigenart des alten Spessartvolkes, es waren Bauern, wie der Schreiner schnitzte, starke Bauern!

Nicht konnten sie das ganze Wunder der Geburt des Kindes im Stalle verstehen, die Hirten und Kinder, die da aus Franken kamen und schauten etwas groß und verwundert auf das Kind in der Krippe, aber sie brachten ein Herz mit, und fast merkte man es den Figuren an, daß sie eine Seele hatten, die alles Rauhe und Schwere des Körpers längst geadelt hatte.

## Stille Zeit.

Nun sind die Tage tief in Ruh,
Entwandert scheint die Zeit.
Es knarrt der Boden unterm Schuh,
Der Rabe hungrig schreit.

Das Dorf ist still und schneevermummt;
Kein wacher Hofhund bellt.
In weißer Öde, eisverstummt,
Entschlafen ist die Welt.

Des Himmels Grau ist wie gestockt.
Die Stille ohne Maß.
Aus fernen Einsamkeiten flockt
Kristall und Silberglas.

Da ist es in den Stuben traut,
Die Heimlichkeit geht um,
Und alte Mären werden laut
Um Sonnwendzeit herum.

Die Wünsche blühn in jeder Brust,
Wie Nacht im Sternenkranz,
Und tiefe, wundersame Lust
Blickt in der Weihnacht Glanz.

Jetzt liegt kein armes Herz mehr brach,
Die Freude wandert her,
Es strahlt im dürftigsten Gemach
Des Baumes Kerzenmeer.

Max F. Bevern.

Wenn Meister Martin am Tische saß und aus Holzklötzchen seine Figuren erstehen ließ, so halfen seine zwei 12jährigen Buben, der Hansl und der Mathias tatkräftig mit, und die Schlapphüte, die Hirtenstäbe und die schweren Butterkörbe, die waren vom Hans und vom Mathias, und keiner soll kommen und soll behaupten, daß sie nicht schön gewesen wären.

Und kam es vor, daß eine Bäuerin ein Bündel Stroh zur Krippe brachte, oder ein Hirtenbübchen eine kleine Flöte, so wußte man, daß das Stroh und das Holzstäbchen der Flöte des Meister Martins Töchterlein den Figuren gegeben hatte, und man mußte staunen und sich wundern, so einem das Mädchen das zeigte, denn obwohl das Können noch gering war beim kleinen 7jährigen Mariele, so war doch groß, unendlich groß, der Glaube, selbst das Beste und Schönste gemacht zu haben.

Als nun wieder einmal Weihnachten in schimmernder Ferne stand, als Meister Martin wieder mit seinen Kindern Figuren schnitzte und manch ein Stumpfnäschen sich draußen am Fenster platt drückte, weil drinnen beim Schreiner gar so wunderbare Dinge geschahen, da war es, daß an einem Abend plötzlich das Mariele nach dem Schuster fragte, — ob der auch einen Christbaum hätte, und eine Krippe und einen Honigkuchen am Heiligen Abend. Aber der Vater wollte nicht viel vom Schuster wissen, — „der ist ein Gottloser", sagte er, „einer, dem die Heilige Nacht nichts weiter ist wie tausend andere auch, und der wohl schlafen wird wenn andere Menschen Lieder singen von der Heiligen Nacht".

Aber das Mariele wollte sich nicht zufrieden geben, und als dann später der Vater weggegangen war und die Kinder in ihrer Kammer lagen, da fing das Mariele an — ganz so von ungefähr — und sprach vom Schuster.

Zwar wollten die Buben nichts wissen und wollten schlafen, aber das Mariele gab keine Ruhe und nun, da es fragte, ob sie nicht mitgehen wollten am Heiligen Abend zum

Schuster, um ihm ein Kripplein zu bringen, und da es so durchblicken ließ, daß sie Feiglinge wären, wenn sie sich weigerten, da sprangen die Buben auf — und als das Mariele versprach, jedem eine Marzipankartoffel zu schenken, da versprachen sie, zu schweigen und am Heiligen Abend mit zum alten Schuster zu gehen.

Als nun der 24. Dezember da war, der Tag, umspielt von ewig gleichbleibendem wunderbarem Glanz, da hatte das Mariele in einem Körbchen ein Krippchen verpackt, zwei Hirten und ein Hirtenbübchen, das gerade aus dem Spessart gekommen zu sein schien. Und die Buben mußten schön stille sein und der Vater wurde immer wieder beschwichtigt, wenn er behauptete, daß doch ein Krippchen und zwei Hirten fehlen mußten.

Und dann kam der Abend. Und mit etwas bangen, kleinen Herzen hatten sich die drei, als der Vater im verschlossenen Zimmer dem Christkind die Gaben ordnen half, auf den Weg gemacht.

Und obwohl der Mathias so unendliche Angst vor dem Schuster hatte und der Hans gleich an der ersten Laterne umdrehen wollte und selbst das Mariele erwog, ob es nicht besser wäre, die Geschenke vor die Tür zu legen — so trabten sie doch alle drei weiter, und mit ihnen zog ein Stern, der wohl einst über dem Stall von Bethlehem stand, und der leuchtete den drei Kindern bis tief in ihre Herzen, in denen soviel Glück war und Liebe, daß sie selbst einem anderen Glück und Liebe schenken konnten. Der Schuster, der am Heiligen Abend aus trübseliger Arbeit aufgescheucht wurde, öffnete zornig die Tür und brüllte, was denn los sei zu solch später Stunde.

Zwar hat nun allen das Herz etwas gezittert, als sie vor dem gefürchteten Mann standen, aber das Mariele dachte nur daran, dem Menschen da einmal Christkind zu sein: „Schuster", sagte es etwas unsicher, „Schuster, wir bringen dir eine kleine Krippe, und zwei Hirten und ein Bübchen dazu, und die Blumen, die das Bübchen trägt, hab ich gemalt — — —" und der Mathias deutete auf den Schlapphut des einen Hirten: „Und der Hut ist von mir!" — „Und das alle ist nun dir, Schuster", vollendet der Hansl das Gespräch mit dem verwundert schauenden Mann.

Der alte Schuster stand an der Tür und fast sah es aus, als sei er der heilige Josef und würde den Kindern die Krippe mit dem göttlichen Wunder zeigen. Er zitterte und wußte nichts zu sagen. — Weit, weit in nebelnder Ferne lag ein Tag, da ein Kind am Weihnachtsbaum stand und sich spiegelte in einer glitzernden Kugel, und der Vater spielte die Geige und die Mutter hat ein Lied gesungen — und das Kind wurde größer, verließ Eltern und Heimat und ist gesunken, und nur wenig Glück hat ihm eines Tages geholfen, Schuster zu werden. — — weit, weit lag ein Tag.

Als man an diesem Abend an der Schusterwohnung vorüberging, da mußte man stehen bleiben und staunen, und als man hinein zum Fenster in des Schusters Arbeitsstube schaute, da sah man das Unbegreifliche, das Wunder, das die Nacht des Städtchens geheiligt hatte: Drei Kinder sangen ein Lied von der Heiligen Nacht, und der Schuster, der immer zornig gewesene Schuster, stand gebeugt vor der kleinen Krippe, die auf dem Tisch stand und sang, so gut er konnte, das Lied der Kinder mit.

Als die drei Kinder wieder heim zum Vater kamen, da wußte der Vater längst, was geschehen war. Und er schimpfte nicht, daß das Mariele ein Kripplein genommen, er dankte nur still und geheim dem Schicksal, das seine drei Kinder dazu ausersehen hatte, in der Heiligen Nacht einmal Boten einer göttlichen Gnade zu sein.

Und der Schuster ging am Abend das erstemal den Hügel hinauf in die Kirche zur Mitternachtsmesse. Er hat wohl dem Kinde in der Krippe das schönste Gebet geschenkt, nicht mit Worten und Werken, sondern einzig und allein mit seinem Herzen, das er nun in der Weihnachtsandacht darbrachte, — am Abend seines Lebens. Und er war glücklich, der Schuster, so wie er es einst war, in den Tagen sonniger Kindheit.

Am gleichen Abend standen vorne in der Kirche zwei Buben und ein Mädchen, und ihnen allein mag das Lächeln des Kindes in der Krippe gegolten haben. Und von dieser einen Nacht ihres kindlichen Daseins wird ihnen ein Sternlein bleiben, ein Leben lang, und wenn alle Tage der Jugend verrauscht sein werden, so wird dieser Stern noch leuchten und mit ihnen das — Wunder in der Heiligen Nacht.

## Winterlied.

Die Farben sind vergangen
Der bunten Sommerzeit.
Der Winter ist gekommen
Mit seiner Dunkelheit.

Die Wälder sind verschwiegen,
Kein Vogel jubelt nun —
Es schmiegt sich an die Erde
Ein großes weißes Ruhn.

Es wird wohl wieder Morgen
Nach dieser kühlen Ruh —:
Doch deckt sie manchen Schläfer
Zum letzten Schlummer zu. —

Und trotzdem wird es wieder
Ein heller Frühling werden:
Es gibt ein Auferstehen
Im Himmel und auf Erden.

**Käthe Kamossa.**



## Bunte Chronik



**Neuartige Bekämpfung der Hausfliege.**

Man verwendet neuerdings in Rom ein sehr wirksames Mittel zur Bekämpfung der dort zeitweise sehr stark auftretenden Fliegenplage. Es handelt sich dabei, wie kürzlich der „Gesundheits-Ingenieur" berichtete, um ein von Professor Berlese ausgearbeitetes Verfahren. Verwendet wird eine Mischung von etwa 90 v. H. Melasse und von 10 v. H. arsenigsaurem Natrium, stickstoffhaltigen Abbauerzeugnissen sowie Wasser. Das Mittel ist von süßlichem Geschmack und äußerst giftig. Entsprechend der jeweiligen Jahreszeit und Örtlichkeit löst man dieses Mittel im Wasser, und zwar bis zu 10 v. H. im Winter und bis zu 40 v. H. im Sommer. Diese Mischung wird auf Düngergruben, Kehrichthaufen, Stallungen, Aborte usw. gespritzt und erweist sich als sehr wirkungsvoll für die Bekämpfung der Stubenfliege. In menschlichen Wohn- und Arbeitsräumen werden Büschel aus Dauerblättern wie Efeu oder Steineichenblätter angebracht und mit dem Schutzmittel bespritzt. Es wirkt bei Fliegen sofort tödlich, während es Vögeln nichts schadet und Bienen abschreckt.



## Lustige Ecke





Müllers Weihnachtstraum.

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.